

Schulwesens eingeräumt wird. Darüber hinaus kann die Reichsregierung dem Heiligen Stuhl gern zusichern, daß sie in dem zu erlassenden Reichsgesetz die Vorschriften der Reichsverfassung in Wahrung des Elternrechts loyal zur Anwendung bringen werde.

Nach Art. 149 der Reichsverfassung ist der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach der Schule. Er ist in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgesellschaft zu erteilen. Diese in der Reichsverfassung gegebenen Sicherungen der Rechte der katholischen Kirche würden die Grundlage einer reichsgesetzlichen Regelung sein, falls eine solche erforderlich werden sollte. Dabei würde die Reichsregierung sich gern dafür einsetzen, daß diese Schutzbestimmungen den Verhältnissen des katholischen Volksteils entsprechend durchgeführt werden.

4. Bindende Zusicherung der Reichsregierung, daß im Falle einer Änderung der Verfassung oder der Gesetzgebung des Reichs die bestehenden konkordatären Verpflichtungen unberührt bleiben. Eine Zusage, daß jede künftige Reichsgesetzgebung so gestaltet werden wird, daß sie nicht im Widerspruch mit den zur Zeit bestehenden Landeskongordaten steht, vermag die derzeitige Reichsregierung nicht zu geben. Eine solche Zusage würde die Grenzen der Wirkungsmöglichkeit einer jeden Reichsregierung überschreiten. Die gegenwärtige Reichsregierung hat indessen keineswegs die Absicht, Änderungen der Reichsverfassung oder der Reichsgesetzgebung vorzubereiten, die etwa in unmittelbarem Widerspruch zu Bestimmungen der Konkordate stehen würden, die zwischen einzelnen Ländern und dem Heiligen Stuhl vereinbart worden sind. Die kulturpolitischen Bestimmungen der Reichsverfassung über „Religion und Religionsgesellschaften“ einerseits, über „Bildung und Schule“ andererseits sind nicht etwa Gegenstand der unter der Bezeichnung „Verfassungsreform“ zusammengefaßten Bestrebungen auf Änderung der Reichsverfassung.

Msh.

Rudolf Alexander Schröder †

Hubert Becher SJ †

Der Beitrag wurde noch zu Lebzeiten Rudolf Alexander Schröders geschrieben, und der ihn schrieb, wollte dem Dichter eine Freude machen. Nun sind beide tot, der ihn schrieb und der, über den er geschrieben wurde. So ist der Beitrag zu einem Artikel des Gedenkens geworden, mehr noch des Zeugnisses für das Ewige im Menschen, dem beide dienen wollten.

Unter der großen Zahl von Lyrikern, Dramatikern und epischen Schriftstellern, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts geboren wurden, ist eine der sympathischsten Gestalten Rudolf Alexander Schröder. Am 26. 1. 1878 als Sohn einer alten, gläubigen Bremer Familie geboren, kam er um die Wende des Jahrhunderts mit seinem Vetter Walter Heymel nach München, wo sie unter Mithilfe des gewandten, sonst aber etwas fragwürdigem Otto Julius Bierbaum eine Reihe von literarischen Plänen ausführten. Dazu gehört die Gründung des Insel-Verlags und

einer literarischen Zeitschrift. Sie suchten in der äußeren Form geschmackvollere Ziele zu verwirklichen. Sonst war es aber ein sehr lustiges Leben, das sie dank der geldlichen Großherzigkeit Heymels in vollen Zügen genossen. Sie schufen den Ruf Schwabings als des ungebundenen Künstlerviertels. Schröder, schon früh den Ideen Nietzsches verfallen (3, 1180), verlor hier seinen angestammten Glauben, brachte aber auch in diesen seinen leichtlebigen Zeiten für die Glorie des Bohémien wenig Verständnis auf (3, 1196). Das führte denn auch zur Trennung von Bierbaum, der sich durch den Schlüsselroman Prinz Kuckuck an seinem früheren Freund Heymel bitter und häßlich rächte. Schröder führte durch Jahrzehnte hindurch ein völlig säkulares Leben; sein angeborenes konservatives und im eigentlichen Sinn schöpferisches Wesen führten ihn allmählich zu einer ruhigeren Existenz, bis ihn in der Zeit des Nationalsozialismus die Gnade Gottes traf und er wieder gläubiger Protestant wurde. Sehr ansprechend berührt uns jetzt seine Bescheidenheit, aus der heraus er sich dagegen wandte, daß R. Ihlenfeld für ihn den theologischen Doktor zu erwirken suchte. „Es verdient keinen Lohn, daß ich erst mit 50–60 Jahren erkannte, worum es geht.“¹ Doch trat er mehr und mehr in den kirchlichen Feiern als Prediger auf, um seiner Kirche, deren Kirchenlied er erneuerte und bereicherte, auch auf diese Weise zu dienen.

1908 kehrte er nach Bremen zurück, wo er als Architekt und Schriftsteller wirkte. Schröder wurzelte in seiner Heimat, erneuerte das Kunstleben seiner Vaterstadt, belebte wieder die früheren geistigen Verbindungen mit Hamburg und schuf sich, ohne viel Aufhebens von sich zu machen, eine von allen geachtete Stellung.

1936 ließ er sich im Vorgelände der Alpen, in Bergen (Obb.) nieder, wo er ein denkbar einfaches, dem Studium und der geistigen Arbeit gewidmetes Leben führte. Der Heimat aber blieb er verbunden. Aus ihr schöpfte er seine innere Kraft. Er wußte zwar, daß die geistigen Kipper und Wipper aus der Heimatkunst eine zweifelhafte Münze gemacht hatten. Heimatlose Kunst oder Denkart sei aber keinen Rechenpfennig wert (2, 1147 f). So strömte das oberbayrische Haus doch den Geist der norddeutschen Tiefebene und der alten Hansestadt aus. Der Besucher wird im eigentlichen Sinn erschüttert, wenn er das kleine Studierstübchen sieht, im Vergleich zu dem selbst Goethe noch anspruchsvoller wohnte. Der mittlerweile allgemein bekannte und anerkannte Dichter wurde viel zu Vorträgen eingeladen, in denen sich der Hörer gern durch die Unabhängigkeit seines Denkens und seines Urteils fesseln ließ.

Dies sind in großen Zügen die äußeren Stationen eines Lebens, das mit wachen Augen die Entwicklung des Geistes seiner Zeit sah und zu ihren Erscheinungen Stellung nahm.

¹ Jochen Klepper, *Tagebücher* 19. 1. 1938, 548. — Rudolf Alexander Schröder: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, Frankfurt 1952, Suhrkamp. — *Fülle des Daseins*. Auslese aus dem Werk von Rudolf Alexander Schröder Frankfurt: Suhrkamp 1958. 619 S. DM 19,80. — Vgl. diese Zschr. 137 (1940) 350–356.

Sein Lebenswerk umfaßt drei Gebiete. In erster Linie ist er Lyriker, dann Übersetzer der großen Dichter der Antike, des Homer und der Römer sowohl wie von Racine, Molière, van de Vondel und der zeitgenössischen flämischen Lyriker. An dritter Stelle steht seine Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Dichtung, vom Mittelalter angefangen über die Klassik hinüber, die ihn eigentlich prägte, bis in die Zeit der Romantik und der Gegenwart. Seine Urteile über diese Gegenwart vermögen am besten die unbestechliche Liebe zur Dichtung zur Erkenntnis zu bringen. Ein Mann von Geist, an den Meistern der Antike nicht bloß sprachlich geschult, hat das Recht, zuerst darüber gehört zu werden. Wenn wir von den Abhandlungen absehen, die Schröder über Dichter und Werke der Antike schrieb, so ist die Bemerkung über das literarische Strauchrittertum (Villon, Archipoeta) wohl ein Echo auf das Bemühen seines Freundes Rudolf Borchardt, die Dichtung der Troubadoure zu erforschen und sie in Übersetzungen wieder zu erwecken.

Der erste deutsche Dichter, dem Schröder huldigt, ist Luther. Er ist für ihn nicht nur der große Reformator, sondern in seinen Kirchenliedern auch Stimme des Volkes, das in ihnen von seinem wahren Wesen und seiner Verbindung mit Gott erfährt. Er ist einer der tiefsten und größten Dichter der Nation (3, 510). In seinem Gefolge haben dann Paul Gerhardt und die andern Meister der Choraltexte und Lieder der Kirche das christliche Volk verinnerlicht und für alle Notzeiten gestärkt. Insbesondere ist für ihn Gerhardt einer der wenigen Fäden geblieben, der ihn mit dem Glauben und der Andacht des Vaterhauses verband und der ihn in den Kriegsjahren langsam und unvermerkt vor die Pforte geführt, hinter der das Geheimnis und sein Ursprung wohnt (3, 512; 592). Die barocken Liederdichter sind denn auch Vorbild seines eigenen Bemühens gewesen, dem er sich hingab, um ein neues Kirchenlied zu schaffen, wie es der Christ der Gegenwart braucht. Sein Studium der Vorbilder geht sogar viel weiter, als sich literarisch feststellen läßt. Er fühlt sich ihnen geistig nahe. Tradition wird ihm persönlicher Anruf.

Wenn wir hier die religiöse Seite des Schröderschen Schaffens antreffen, so hat er auch im Bereich der dichterischen Kunst nicht den Ehrgeiz, einen neuen Anfang setzen zu wollen. Über Calderon, den höchsten Gipfel des christlichen Dramas (3, 430) und Shakespeare, der aus der nihilistischen Finsternis des antiken Schicksalsgedankens in die christliche Sphäre einer Problematik einmündet und den Begriff von Verwerfung und Erwählung, der tragischen Spannung, die zur Gnade führt (2, 307), sieht er es als die Aufgabe des christlichen Dichters an, auch in der Gegenwart den Reichtum christlichen Denkens fruchtbar zu machen.

Vor allem aber wird dann der Klassiker Goethe der Bildner seiner eigenen dichterischen Gestalt. Die Klassik ist ihm einfachhin das Gesunde, und jener Dichter wird klassisch sein, der einer um ihrer in der Geschichte der Menschheit aufbewahrenden und weiterwirkenden Leistungen willen ehrwürdigen Nation ihr Reinstes und Höchstes geschenkt hat (3, 756 f.). Während er Hölderlin gegenüber sehr zurückhaltend bleibt, ist ihm Goethe das größte und verantwortungsvollste

Dichtersein, die Verkörperung der höchsten dichterischen Sittlichkeit (2, 807). Wir brauchen es freilich nicht zu unterschreiben, daß der Dichter des Faust ein Dichter der deutschen Christenheit, und zwar einer ihrer tiefsten und frömmsten sei (3, 243). Daß sich Goethe zugleich als Dichter und Staatsmann bewährte, ist für ihn ein Zeichen, daß Dichtung nicht nur ein geistiges und ästhetisches Spiel sei, sondern fähig machen müsse, in der menschlichen Gesellschaft das Seine zu wirken (5, 625). Diese Erkenntnis ist bei Schröder nicht reine Theorie geblieben; er selbst ist an seiner Stelle, und zwar mit Erfolg für die Gestaltung des öffentlichen Lebens eingetreten.

Zweifellos hat Schröder in seinen Arbeiten an den Werken der Antike schon diese Grunderkenntnisse gewonnen. Wir können es ihm nachfühlen, daß er glücklich war, den deutschen Geist auf derselben Bahn fortschreiten zu sehen. Goethe und die Goethezeit bleiben ihm vorbildlich für alle Gegenwart und Zukunft unseres eigenen Volkes. Der Gefährte Goethes, Friedrich von Schiller, hat im gleichen Geist gewirkt und gehört ebenfalls zum bleibenden Besitz unseres Volkes. Freilich bleibt seine Gestalt zum Teil dadurch belastet, daß er auch einer der Väter der Romantik wurde, der er die fragwürdigste ihrer Grundlagen lieferte, indem er den Primat der Kunst als eines Mittels zum definitiven Heil lehrte. Zweifellos ist der abendländischen Welt in ihr ein in vielem bedeutendes, in vielem fragwürdiges Geschenk zugeflossen. Denn wie die Klassik das Gesunde, stellt das Romantische mit seiner Erhebung der Kunst schließlich das Krankhafte dar. Dabei wird Schröder nicht ungerecht und begrüßt die Ehrenrettung Friedrich Schlegels, wie sie unsere Zeit nach so vielfältiger Verkennung vollzog (2, 1166).

Noch verhängnisvoller als der Subjektivismus und die Grenzenlosigkeit der Romantik erscheint dann der *l'art pour l'art*-Standpunkt mit seinen verheerenden Wirkungen, der auch aus der Dichtung ein nur dem Eingeweihten und nicht einmal diesem völlig verständliches Rotwelsch machen möchte (3, 70). Kunst ist für R. A. Schröder nicht das Letzte und Höchste. Sie steht im Dienst des Ganzmenschlichen.

Begreiflicherweise zieht aus dem 19. Jahrhundert hauptsächlich die große Lyrikerin Annette von Droste-Hülshoff seine Aufmerksamkeit auf sich. Er ist der Meinung, sie habe sich nie mit entschiedener Klarheit durchgerungen. Diese Ansicht ist wohl die Folge einer verschiedenen Auffassung von Religion. Für ihn selbst bedeutet der Glaube die Sicherheit des Ruhens in Gott, während der Katholik sich immer im Ringen um Gott und seine Forderung bezüglich der Lebensführung weiß. Die Sendung der Droste war eine Sendung gegen die Zeit (2, 745). Dies bedeutete für sie zugleich die Gefahr, ihr zentrales Ich an das Nicht-Ich des Elementarischen zu verlieren, ein Vorgang, der noch immer im Fortschreiten sei und u. a. im Werk Rilkes und der aus ihm entfließenden sogenannten Existenzialphilosophie mit ihrer endgültigen Bankrotterklärung des deutschen Denkens ihren

erschütternden Ausdruck gefunden habe (2, 744). Es ist alles eine Folge der subjektiven Romantik.

Als Schröder seine dichterische Laufbahn begann, fand er die Dehmel, Liliencron, Hartleben, Conrad, Wedekind u. a., die nunmehr schon der Vergangenheit angehören (2, 981). Verhängnisvoll wirkte hier besonders Wedekind, dessen Werk er eine Rutschbahn nannte, auf der man kreuzfidel in die kalte Feuchte, sie als Element ansprechend, hineinschliddert (2, 890). Nur Gerhard Hauptmann, dessen Wirken in diese Vergangenheit hereinragt, hat sie überwunden (2, 981). Ein großer Dichter ist bezüglich seiner Meinung sublim und als solcher unumstößlich, da er das bloß Richtige und Gefällige, d. h. das Wahre und Schöne nicht in mechanischer, ja nicht einmal chemischer Mischung, sondern in einem neuen Elementarzustand, einer ununterscheidbaren Einheit und Einstimmung einer neuen Welt, seiner Welt, findet (2, 1150 f). Weder der Entwicklungsgedanke noch die reine ästhetische Betrachtung der Kunstwerke und ihres Substrates haben das gehalten und geleistet, was sie ihren Verkündern ehemals zu versprechen und zu leisten schienen. Die Folge davon ist, daß sich die Welt gegenwärtig wieder nach neuen Stützen der Kunstbetrachtung umsieht. Vor allem wird man sich des geistigen und in einem gewissen Sinn dichterischen Gehaltes aller hohen Kunst von neuem stärker bewußt (3, 1095). In diese Linie ordnet sich Schröder auch selbst ein. Sowohl bezüglich dieser Bestimmung vom Wesen der Kunst, wie für seine Urteile über die zeitgenössischen Dichter und ihre Werke wirkt sich seine enge Freundschaft mit Borchardt und von Hofmannsthal aus. Zumal H. von Hofmannsthal, der letzte Dichter Alteuropas, wie ihn E. R. Curtius genannt hat (2, 1169), hat seinen Freund Schröder in vielem bestimmt und ist selbst durch ihn bestimmt worden. Beide schauen von oben auf das Weltganze. Es wäre ein ganzes Buch notwendig, wollte man die gegenseitige Bereicherung der beiden Freunde, des Österreichers und des schwerblütigen Niedersachsens voll erfassen. Diese Freundschaft erweist sich schon fruchtbar durch die Urteile über die zeitgenössische Literatur, in denen sie sich fast immer in Übereinstimmung befinden.

Je älter R. A. Schröder wurde, desto häufiger lud man ihn ein, zu den Gedenktagen einzelner Dichter ein Festwort zu schreiben. Schröder versagte sich wohl nie, und wir verdanken diesem Umstand eine Reihe seiner schönsten Essays. In ihnen wußte er das Wesen der Persönlichkeit immer zu treffen, aber es ist erstaunlich, wie er es verstand, in ihnen das Lob und die Anerkennung der Person nicht unbedingt mit dem Lob der Werke zu verbinden. Nur der aufmerksame Leser spürt, daß er diese Unterscheidung macht. Nur bei wenigen, wie bei Hofmannsthal oder Borchardt gilt das nicht. Aber selbst bei Gerhart Hauptmann, nach dem Tod Hofmannsthals wohl der einzige, dem er menschlich nahestand, hat man mitunter das Gefühl, als ob er sich dichterisch nicht in solcher Gemeinschaft mit ihm fühlte. Immerhin war sein Tod für ihn der herbste Verlust, der ihn sehr traf, nachdem Hofmannsthal schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilte (2, 919).

Doch huldigte er seinem religiösen Tiefsinn, und er blieb ihm der größte und reichste Erfinder und Gestalter unter seinen Zeitgenossen (2, 957 f). Im Drama können auch mittlere Begabungen zum Zug kommen; Hauptmann war ihm das höchste Talent der dramatischen Kunst (2, 853). Dagegen hat Bert Brecht, immerhin ein zünftiger Dichtersmann, doch auch ein kunstfeindliches Indianergeheul angestimmt (3, 1038).

Im Alter wird Schröder den jüngsten literarischen Erscheinungen gegenüber immer kritischer. Seine vertiefte Frömmigkeit ließ ihn hier klar sehen. Für ihn ist der Mensch nicht, wie viele in der heutigen allgemeinen Rat- und Hilflosigkeit meinen, in die Welt „geworfen“, sondern gestellt, um seiner selbst, um der Welt und um Gottes willen. Dieses Wort Heideggers ist ihm in seiner Unbedingtheit die hohle, leere Kehrseite des uralten „Ihr werdet sein wie Gott“ (3, 449 f; 459). Es ist eine Bankrotterklärung dessen, was man lange Zeit hindurch den deutschen humanistischen Gedanken genannt hat (3, 359). Es sind Ersatztransendenzen, mittels derer sich die jeweilige Unzulänglichkeit des Tages als Realismus, Psychologismus, Symbolismus und Expressionismus den Anschein des Dichterischen gibt. Letzlich sind es Metastasen der Romantik (2, 643). Diese unreinen Gemüter zählen mit Erfolg darauf, daß man baren Unsinn für ein Zeugnis ahnungsvoller Gemüdstiefe nehme (2, 654). Dafür spricht auch der Einfluß des Iren James Joyce, der in seiner zweifellos klugen, aber bitterbösen Odyssee die Romanschreiberei an den Punkt geführt habe, wo die Welt mit Brettern vernagelt sei (3, 194). „Das meiste, was heute mit erstaunlich viel Geschrei und noch erstaunlich weniger Wolle zu Markte kommt, wird klanglos zum Orkus gehen, wenn unserer Welt noch einmal Zeiten der Ruhe, der Einkehr, der Besinnung und des geduldigen und beharrlichen Wachstums geschenkt werden“ (3, 121 ff). Dieser Rummel (3, 1096) bedeutet eine mechanische Vereinfachung und Vergewaltigung der nach allen Seiten hin offenen Aufgaben und Probleme des Kunstschaffens und ist unfreiwilliger Zeuge dieses Schrumpfungsprozesses. Der Weg, der dahin geführt hat, ist noch kein sehr alter. Er begann mit jener Selbstüberschätzung des sogenannten Genialen im Künstler. Dem Dichter ist vielmehr das gleiche harte Brot der Kenntnisse und Erkenntnisse zur Nahrung gesetzt wie allen andern Menschen (3, 222).

Man mag vielleicht einwenden, daß sich der altgewordene Dichter hier in seiner Begrenztheit zeige. Aber Schröders dichterische Existenz fußt auf Erkenntnissen, die sich in ihm beim Studium der Antike gebildet hatten und immer wieder überprüft wurden. Man wird niemand finden, der wie er in den Geist der Antike und die deutsche Dichtungsgeschichte bis zur Gegenwart eingedrungen ist, in die jüngste Vergangenheit sowohl wie in die Gegenwart. Seine Urteile entspringen nicht einer plötzlichen Stimmung, sondern sind Frucht langer Überlegungen und ernster Prüfung. In dem Kampf, den der Dichter kraft seines Berufes Aug' in Aug' mit allem Ewigen der Welt zu bestehen hat, geht es nicht nur um die Modalitäten der

Anerkennung oder der Verkennung, sondern um das unerbittliche Gericht der Erwählung oder der Verwerfung (3, 182).

In seiner männlichen Selbständigkeit, die das wirklich bescheidene Wesen Schröders ausstrahlt, erscheint er als eine verehrungswürdige Gestalt. Sie wird auch dem Leser lebendig, der sich daran gibt, sein vielfältiges Werk zu lesen.

Die geistige Verwirrung der Zeit, die vielen literarischen Richtungen unseres Jahrhunderts haben ihn auch in seinem eigenen Wirken, der Lyrik, der Übersetzungsarbeit und der Reflexionen über Dichtung und Dichter beeinflusst. Ist er auch nicht ein rationaler oder intellektueller, so ist er erst recht nicht ein aus Träumen und Gefühlen lebender Mensch.

Zunächst muß von seiner Anschauung über die Dichtung selbst die Rede sein. Das ursprüngliche Motiv des Dichterischen ist das Lyrische (2, 111). Mit diesem Wort hat Schröder seine Berufung ausgesprochen. Er gehört zu jenen Dichtern, die die Welt von oben sehen, umfassen und gestalten (5, 630). Dabei weiß er, daß er in einem jahrtausendealten Zusammenhang, in einer langen Tradition steht und eher wiederholt als neu beginnt. Selbst in seinen gottentfremdeten Jahren spürt er, wie zwar der weltliche Dichter den Menschen als Maß aller Dinge betrachtet, wie er aber von selbst über den Menschen hinaus zu Gott geführt wird (2, 254 f). Je mehr der Glaube an Gott wieder Kraft gewinnt, je mehr er sich dem Christlichen wieder nähert, desto mehr begriff er die religiöse Wurzel aller Kunst. Wir können ihm nur beistimmen, daß es in unserer jetzigen Weltordnung kein Gedicht, kein Kunstwerk geben kann, das nicht in irgendeinem Sinn als christliches Kunstwerk angesprochen werden kann (3, 246 f). Diese Tatsache löst natürlich nicht alles in Religion auf. Aber alle irdischen Tatbestände haben auch in der christlichen Welt ihre naturgegebene und in das Ganze eingefügte Gestalt.

Von allen Künsten ist die Dichtung die höchste und schwerste. Während Musik und Malerei auf einer der magischen Gefährdung durch das wirkliche Leben entrückten Ebene ihr Spiel treiben und von ihren nur ihnen angehörigen Mitteln unmittelbare Wirkungen ausgehen, behauptet die Dichtkunst einen ganz ausgezeichneten Rang. Das Mittel, wodurch sie sich mitteilt, ist die Sprache, das Organ jeder geistigen Mitteilung, jeder geistigen Tätigkeit unter den Menschen. Die Dichtung ahnt aus der Fülle der Erscheinungen ein Wesentliches. Sie bewirkt dadurch jene Erschütterung und Erhebung, um derentwillen unser Inneres immer wieder ihrem Zauber zustrebt. Das Blendende oder Verblüffende, in irgendeinem Sinn Sensationelle, hat mit Dichtung nichts zu tun (3, 132). Das Dichterwort ist vieldeutig (vielsinnig), ja wahrhaft alldeutig. In dieser Vieldeutigkeit beruht alles Vertrauen, das ihm der unbefangene Geist entgegenbringt, aber auch das Mißtrauen, mit dem ihm der befangene, kritische Wissenschaftsgeist so gern und so ergebnislos begegnet (2, 1069). So kann Schröder sogar überspitzt sagen, daß die eigentliche Tiefe des Kunstwerks nicht in dem liegt, was gedeutet und ausgesprochen, sondern was beschwiegen wird (2, 687). Das größte Wunder, das menschlicher Geist zu

fassen und zu ehren vermag, ist der ewige Sieg des Geistes über die dumpfe Unsterblichkeit der Materie (5, 985). In seiner Einsamkeit seinem Für-sich-sein lebend hat der Dichter diese Botschaft an uns in der Welt zu verkünden.

Schröder ist es bei seiner Kunst immer weniger auf das „Wie“ als auf das „Was“ seiner dichterischen Aussage angekommen. Meistre den Gegenstand, dann folgen die Worte von selber (5, 948). Darum steht auch nicht das Schöne als eine in sich ruhende Größe da. Es ist das Gute, das sich in der Dichtung lieblich verschleiert zeigt (2, 576). Und Gutes ist nie ohne den Reiz des Schönen, das Schöne nie ohne Beimischung des Sittlichen (2, 565). Wenn die Dichtung sich mit dem Häßlichen, dem Bösen, mit der Lüge befaßt, so tut sie's nur in's Licht zu stellen, was auch an und in ihnen an verborgenem Guten, Wahren, Schönen wirksam ist, ohne das sie überhaupt keine Wirklichkeit haben würden. Der Dichter erhebt sich aus dem Verfall und Verderb einer stürzenden Welt. Sein Beruf ist es, höchstens Trost zu geben (3, 41). Er fragt zeitlebens nicht nach lärmendem Lob. Es genügt ihm, bei den wenigen Empfänglichen die Lebenskraft und den Lebensmut mitzusteigern.

Sein von ihm weltlich genanntes Lyrikwerk nimmt alle Wechselfälle des Schicksals, alle Lebensnot in sich auf. Da seine dichterische Handschrift so ausgeprägt männlich ist, übersieht man leicht, wie das, was den einzelnen wie den Menschen in seiner Verbundenheit mit der Welt und der Menschheit zeigt, eine Fülle von Formen aufweist. In ihnen lebt all das, was ihn an den großartigen Meistern seit der Antike bis heute berührt hat, ob es sich nun um das Schicksal eines Einzelnen, seiner geliebten deutschen Heimat oder seiner Weltverbundenheit handelt. In strenger Selbstprüfung wählt er aus, was ihm in seiner Lebensreife der Dauer würdig erscheint. „Objektive“ Dichtung in irgendeinem vollkommenen Sinn gibt es für ihn nicht (3, 551). Nur wo der Weltgehalt durch das Herz des Dichters geformt wird, entsteht die Dichtung. Allein Erfahrung schätzt das weise, tiefere Wort und achtet das reine Gefühl (1, 106).

Diese vielfältige „weltliche“ Lyrik wird ergänzt durch die geistliche Dichtung. R. A. Schröder, der sich zeitlebens mit dem Reichtum der evangelischen Gläubigkeit beschäftigt hatte, so wie sie sich in Gerhardt, Rist, Herrmann, Fleming ausdrückte, spürte in sich, einmal wieder zum Christusglauben bekehrt, eine solche religiöse Mächtigkeit, daß es ihn drängte, im Lied und im Choral auszusprechen, was die Gegenwart vom Glauben erwartet. Beschwingt und von großer Innerlichkeit erfüllt, schuf er eine Fülle von Gesängen, wie sie sich dem Christen in Not und Vertrauen auf die Zunge legen.

Auch der katholische Christ fühlt sich von der Schröderschen Liederdichtung immer wieder angesprochen. Das Wort christlicher Verkündigung wird anders sein als das Aussprechen der persönlichen Beziehungen zwischen Gott und Mensch. Das schafft auch ein inneres Formgesetz, das wohl nur der erkennt, der in die ganze Überlieferung des Kirchenliedes eingedrungen ist. Wir halten allein schon die Tat-

sache dieser christlichen Dichtung für bedeutungsvoll. Darin spricht sich ein reines Leben aus, auch wenn es bislang nur in wenigen Gläubigen Gestalt gewonnen hat.

Im ganzen Bereich der Lyrik erweist sich Rudolf Alexander Schröder als ein Künstler erster Ordnung. Er steht hier neben der übrigen zeitgenössischen Dichtung gleichwertig und einzigartig da. Freilich wird nur der innere und geistliche Mensch Zugang zu ihm gewinnen. Das gilt in erster Linie natürlich für die eigentlich geistliche Dichtung, dann aber auch für alle übrige Poesie, die den Einzelmenschen und die Gemeinschaft in allen ihren natürlichen Bezügen in die große Gottesordnung einfügt.

An zweiter Stelle stehen Schröders Übersetzungen der Dichtungen der Antike, der romanischen Welt Racines und Molières und der modernen Lyrik des dem Norddeutschen besonders naheliegenden flämischen Stammes (Gezelle u. a.).

Schröder übertrug Homer, Vergil und Horaz. Schon allein das äußere Ausmaß des ganzen Übersetzungswerkes ist von einem solchen Umfang, daß ein ganzes Menschenleben kaum zu genügen scheint, um dies alles zu schaffen; denn der Dichter sieht jedes Werk in seiner Eigenart. Er weiß um den Urgrund des Volkes und seiner geschichtlichen Stunden. Zugleich bemüht er sich um die Kenntnis der bisherigen Studien über Verfasser und die Dichtung selbst. Die Übersetzung wird also immer von oft weitläufigen und eingehenden Untersuchungen begleitet, die eine große Kenntnis aller einschlägigen Literatur bis zur zeitgenössischen Forschung verraten.

Schröder reflektiert auch ernst über die Schwierigkeiten jeder Übersetzung. Sie verlangt von ihm das Wissen um die Andersartigkeit einer fremden Formen- und Erfahrungswelt. Er muß mit der Unübertragbarkeit gewisser Begriffe und Wendungen, Gewohnheiten und Herkömmlichkeiten der andern, im eigenen geschichtlichen Boden gewachsenen Sprache ringen und sieht sich dabei im wesentlichen immer auf beschränkte Ausdrucksmittel seines persönlichen Sprachvermögens und seines Kunstverständes angewiesen. Wie oft wird er da, wo das Urbild nur eines Wortes bedarf, um eine ganze Welt verschiedenster Gedankenverbindungen aufleuchten zu lassen, mühsamen Umschreibens bedürfen, wie oft wird er von den Schwierigkeiten des Versmaßes und des Reimes durch Drangsale eines gehaltvollen Wortes oder durch eine Umdeutung zu kapitulieren haben, die auf jeden Fall eine eigenwillige Interpretation und als solche beanstandbar ist.

Man wird sagen müssen, daß das Übersetzungswerk Schröders alle übrigen Übertragungen übertrifft, mögen diese vielleicht auch aus irgendeinem Grund bekannter geworden sein. Es ist wohl noch der Zukunft vorbehalten, daß Schröders Arbeiten ihre verdiente Anerkennung finden.

Man möchte es für selbstverständlich halten, daß zuerst Homer den Übersetzer in seinen Bann zog, obwohl Ilias und Odyssee schon manche Übertragung gefunden hatten. Diese unvergleichlichen und wohl für alle Zeiten einzigartigen Epen mit der natürlichen Einfachheit ihrer Motive und mit der Ausgewogenheit der ein-

zelen Teile, der Seelenkenntnis, die der Verfasser immer wieder verrät, ohne daß er auch nur irgendwo eine Spur von Selbstgefälligkeit zeigte, sie können jedes fühlende Herz im Innersten rühren und können die höchsten Empfindungen wecken. Keine Zeit, so lange sie währen mag, wird ihre Schönheit verblassen lassen, keine philologische Beckmesserei wird ihnen etwas schaden. Durch Homer vor allem ist das Griechische die Dichtersprache „an sich“ geworden (3, 809).

Als R. A. Schröder seine dichterische Arbeit begann, herrschte in der Philologenwelt die Meinung, die Griechen allein seien in Philosophie und Dichtung wahrhaft schöpferisch gewesen. Alle übrigen Völker, insbesondere die Römer, seien Epigonen und sogar nicht immer glückliche Nachahmer. Schröders großes und ausgebildetes Gefühl für wahre Dichtung hat sich von einer solchen Anschauung nie beeinflussen lassen. Nie etwa ist von ihm die Aeneis Vergils als Nachahmung Homers betrachtet worden. Selbstverständlich haben dessen große Epen in der Form und in manchen Nebenzügen ihren Einfluß gehabt, aber das eigentliche Wollen Vergils blieb davon völlig unbeeinflußt.

Kennzeichnend für R. A. Schröder ist, daß sich seine Aufmerksamkeit fast allein auf die ernstesten Dichter Vergil und Horaz richtet. Der leichte und gefällige Ovid bleibt seinem Wesen fremd. Die Übertragung der *Georgica* Vergils — schon rein technisch gesehen eine außerordentliche Leistung — zeigt ihm die Lebensnähe des Dichters, der hier nicht nur dichtet, sondern erlebt (5, 622 f). Die Aeneis ist, in den Augen Schröders, und er trifft damit das Wesen dieses Werkes, ein Sakralgedicht (5, 19), das nicht umsonst durch das ganze Mittelalter hindurch seinen Einfluß ausübte und um dessentwillen Dante dem Vergil den unverwelklichen Kranz flocht als dem Führer des Erdenwallers durch die Tiefen und Untiefen unseres Suchens und Hoffens. Hier wird die zum Monotheismus führende Religiosität Vergils auch als Stimme über seine Zeit fühlbar (5, 594). Er war der einzige Lateiner, den die eigene Anlage zwang zu transzendieren, aus dem Geschlecht, das aus dem Dunkel ins Helle führt.

Hier liegt der Wesensunterschied zu dem nicht minder ernstesten Horaz. Sein Werk ist eines der schmalsten der Weltliteratur. Aber keiner hat auf so engem Raum eine solche Fülle nicht nur der Formen, sondern auch des Inhaltes, der Mitteilung, des Zeitberichtes und in allem und über allem die zugleich gestaltende und erklärende dichterische Kraft bewährt (5, 629), die ihn zum Zeugen des erneuerten Willens zur seelischen Wiedergesundung, aber auch der Gefährdung durch den sittlichen Verfall der römischen Spätzeit macht.

Das Übersetzungswerk Schröders steht nicht neben seiner eigenen schöpferischen Tätigkeit. Die Übersetzungen verraten und mehrten nicht nur seine Sprachkraft. Sie zeigen auch den Bildungsvorgang, der sich aus der Tradition befruchtet. Schröders Wirken auf die Zeitgenossen ist auch deswegen — ohne laute Reklame — so nachhaltig, als es in unserer Zeit geistiger Verwilderung, die eher zuzunehmen als

abzuebben scheint, das Ganze der Dichtung vor unsere Augen führt und uns von der Gefährdung durch das jeweilig Neue und Unausgereifte, die Tagesparolen und die Tageskritik befreit.

Das dritte Feld der Schröderschen Bemühungen um die Dichtung ist das seiner theoretischen Aufsätze. Auch wenn wir die zahlreichen, schon erwähnten Essays, die einzelne Dichter oder ihre Werke behandeln, unberücksichtigt lassen, macht dieses Theoriewerk einen erheblichen Teil seines Gesamtchaffens aus.

Schröder ist kein Philosoph. Er schaut Gestalten und formt sie. Bei seinen Untersuchungen kann er darum nicht etwa von einer Wesensdefinition ausgehen. Vielmehr bleibt ihm nur der Weg, die Erfahrungsbeobachtungen zu beschreiben. Das führt zu einer breiten gemächlichen Darstellung. Ohne Eile schreitet er auch alle Seitentäler ab, um seinen Gegenstand allseitig zu erfassen und den Leser allmählich einzuführen. Gern überläßt man sich seiner Führung und wird bald entdecken, daß man selbst etwas nicht gesehen, zu wenig gewürdigt, etwas nicht nach seiner Bedeutung eingeschätzt hat.

Wohl die meisten dieser Aufsätze schrieb Schröder in seinem Alter, aus der Fülle der gewonnenen Weisheit heraus. Dabei beobachten wir, wie er in zunehmendem Maß auch die christlichen Gedanken in die Darstellung einbezieht. Es kommt hier zu einer gewissen Spannung zwischen dem Künstler, dem alles Sein und der ganze Geistbereich kostbar sind, und dem evangelischen Glauben an die totale Verderbtheit aller Schöpfung, die in der Erbsünde weiterwirkt. Auch geht Schröder dem typisch Protestantischen in der Geschichte des menschlichen Ringens nach. So etwa ist ihm die Pressefreiheit auf dem Boden protestantischer Weltanschauung gewachsen (3, 172).

Die Welt des Katholischen ist für Schröder ein verschlossenes Buch. Dies schreiben wir nicht als Anklage, sondern als eine Feststellung. Es kommt allerdings nie zu einer Polemik oder zu einer Herabwürdigung katholischen Geistes. Das ist bei R. A. Schröder sozusagen von vornherein ausgeschlossen. Es wird darum jeder ohne Arg sich und sein Herz den tiefen Erkenntnissen, den männlich entschiedenen Urteilen Schröders öffnen. Er selbst hat ja in seiner Freundschaft mit Hugo von Hofmannsthal den Beweis dafür erbracht. Wie in einem Symbol verbanden sich hier der katholische Süden und der protestantische Norden und bereicherten sich gegenseitig. Diese Begegnung war das große Geschenk, das Gott für die beiden größten Dichter und Künstler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bereit hielt.

Nummehr steht Rudolf Alexander Schröder einsam als ein ragender Turm da. Seine Zeitgenossen starben einer um den andern. Nur die Gemeinschaft der Geister ist geblieben. Jetzt steht auch der Letzte vor der Pforte, die zur ewigen Gemeinschaft im Reich der Schauenden führt.

Uns, den Hinterbliebenen, obliegt es, auch das irdische Gedächtnis lebendig zu erhalten. Ihr Beispiel warnt uns davor, den Modeströmungen zu verfallen. Es darf

uns aber nicht die Furcht beschleichen, daß in den kommenden Geschlechtern niemand den Mut und die Kraft in sich spüre, die Waffen der großen Kämpfer um den Geist zu ergreifen. Vielleicht bedarf es gerade in einer lauten Zeit noch mehr als früher der Stille und der Verborgenheit, damit sich in den Auserwählten Kräfte entwickeln, mit denen sie in den ewigen Kampf zwischen Licht und Finsternis eingreifen.

ZEITBERICHT

Zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“ – Die Krise der amerikanischen Familie – Agrarreform in Chile

Zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“

S. Exzellenz, der H. Herr Erzbischof Joseph Felix Gawlina, Rom, schreibt uns zu dem Artikel „Mit brennender Sorge“ von P. Robert Leiber im Märzheft dieser Zeitschrift einen Brief, den wir wegen seines dokumentarischen Wertes mitteilen möchten:

„In Ihrer Märznummer sehe ich am Schluß des ausgezeichneten Artikels P. Leibers die Behauptung, daß das päpstliche Rundschreiben ‚Mit brennender Sorge‘ 1937 in Polen nicht zur Veröffentlichung kommen konnte.

Dieser Satz bedarf einer Erläuterung. Ob die Enzyklika im ganzen Wortlaut bei uns gedruckt wurde, kann ich heute nicht mehr beweisen; doch möchte ich es mindestens bezüglich zweier Verlage als sicher annehmen, und zwar betreffs

- a) der polnischen katholischen Presseagentur KAP, deren früherer Direktor ich gewesen bin und
- b) der Wochenschrift ‚Der Deutsche in Polen‘, deren Schriftleiter, Herr J. Maier-Hultschin, sich die Gelegenheit nicht entkommen gelassen hätte, die nationalsozialistische Kirchenverfolgung anzuprangern.

Die gesamte katholische Presse Polens war voll von Berichten und Zitaten der Enzyklika. Die polnischen Katholiken fühlten sich eins mit ihren deutschen Glaubensbrüdern. Es ist mir seitens vieler polnischer Priester, die im Krieg ins KZ kamen, bekannt, daß ihnen die Verbreitung der Enzyklika als Schuld angerechnet wurde.

Was meine eigenen Erfahrungen betrifft, so möchte ich an den Internationalen Christkönigskongreß erinnern, der am 29. Juni 1937 in Posen gefeiert wurde.

Mir fiel als jüngstem Bischof die Aufgabe zu, die Festpredigt in drei Sprachen zu halten. Am Vorabend bat mich Schriftleiter Maier-Hultschin, in der deutschen Predigt vom Rundschreiben ‚Mit brennender Sorge‘ auszugehen, was ich auch tat. Die insgeheim aus Deutschland angekomme-